

Unser Aabach

Autor(en): **Güntert, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **1 (1930)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

UNSER AABACH

Dr. A. GÜNTERT

Klein und unscheinbar, oft sogar unansehnlich ist unser Aabach. Doch ist er ein Stück Heimat. Er gehört zum ganzen Bild unseres Städtchens, so gut wie das Schloß und der Goffersberg. Und für unser tägliches Leben ist er sogar unentbehrlich geworden. Denn wenn in diesen Blättern berichtet wird über große, berühmte Menschen und Werke, dürfen wir auch einen Moment verweilen bei diesem kleinen, stillen Naturkind. Gehört es doch zu den tiefsten innern Genüssen, bunte, wechselvolle Lebensbilder herauszulesen gerade aus den verborgensten, äußerlich einfachsten natürlichen Lebensgemeinschaften.

Seine große, schöne Wiege ist der blaue Hallwilersee. Denn die Luzernbieter kennen zwischen Baldegger- und Hallwilersee noch keine „Aa“. Der Zwischenfluß heißt „Wag“. Es wäre tatsächlich logisch auch ganz unrichtig, den Abfluß gleich zu benennen wie den Zufluß. Machen doch die übrigen Zuflüsse des Sees zusammen mehr aus, als diese verhältnismäßig kleine Wag. Oberflächlich kennen wir ostwärts die Zuflüsse bei Aesch, von Schongau her, bei Meisterschwanden, die bei Beinwil und Birrwil anderwärts. Sie haben sich teilweise durch die Seitenmoränen durchgegraben bis hinein in den Sandfelsuntergrund der Molasse. Was aber als Grundwasser unsichtbar unter den Moränenhängen durchfließt und teilweise als größere, unterseeische Quellen sich ins Seebecken ergießt -- wer will es nennen? Haben sich doch daran unheimliche Sagen geknüpft von riesigen Wasserräumen in den uferbegleitenden Molassebergen, speziell des Westufers. Sollte aber einst die Lenzburger Aabachgesellschaft ernst machen mit der Tieferlegung des Sees, dann würden diese Riesensengen von Wasser mit zäher, elementarer Gewalt herausstürzen und die fruchtbaren Uferhänge zerstören. So ungefähr lautete sogar ein „wissenschaftliches“ Gutachten aus den 50^{er} Jahren.*

Auf alle Fälle ist also die junge Aa beim Schloß Hallwil ein Mischling sondergleichen, der schon recht viel erlebt hat. Damals, vor einigen tausend Jahren, als der riesige Gletscherarm nach fünfmaligem Vernichtungszug zum letzten Male sich zurückzog in die Einsamkeit der hohen Alpen, da war es sein mächtiger Vorfahr, der wild schäumend sich abwärts wälzte. Die letzte große Stirnmoräne am heutigen Nordrand von Seon durchbrechend, zog er von dort nordwestwärts über das Schafisheimer- und Rapperswiler-Feld. Der tiefe Graben durch das Dorf Rapperswil zeugt heute noch von seiner

* Hierüber wird im nächsten Jahrgange in anderem Zusammenhange berichtet werden.

gewaltigen Kraft. Doch die Erscheinungen und Gegenstände dieser Welt werden nur und vergehen wieder in dem ewig wechselnden Spiele der Weltenbewegung. Das lehrte schon Heraklit vor mehr als 2400 Jahren. So hat sich auch das aus dem spätern Hallwilersee abfließende Wasser einen andern Weg gebahnt, hat die Moräne bei Oholten zum zweiten Mal durchbrochen und so nach und nach den heutigen Lauf eingeschlagen. Das frühere Bett versandete und verschwand fast spurlos. Noch mag in geheimnisvollem Dunkel unter hohen Kiesschichten das Wasser von den Moränen her zusammenfließen und in uralter Erinnerung die alte Bahn laufen — als Grundwasserstrom —, bis es sich mit der Aare vereint.

Noch einer Episode aus der alten Geschichte unseres Baches wollen wir hier gedenken, einer großen, stillen Völkerwanderung. Zur Zeit des mächtigen Vordringens der Gletscher aus dem arktischen Norden südwärts und von den Alpen her nordwärts trieben sie vor sich her ein armes, buntes Volk von Auswanderern. Die bewegliche Wassertierwelt aus Arktis und Alpen floh vor den alles vernichtenden Gletscherarmen und traf so zusammen in den Wassern und Tümpeln der nicht vereisten Zwischengebiete. Die Not der Zeit hat die Fremdlinge zusammengefügt und vermischt zu einer Lebensgemeinschaft, die unter der strengen Herrschaft von Kälte und Hunger sich diesen Verhältnissen im Laufe von Jahrtausenden anpaßte. Das war ein haltbarer Kitt, der selbst standhielt, als die mächtigen Eisströme sich wieder zurückzogen nord- und südwärts. Und als die wärmenden Sonnenstrahlen immer heller diese Wasser durchleuchteten, da war kein Bleiben mehr für sie. Die neuen Bedingungen ertrugen sie nicht mehr und folgten den kalten Eiswasserströmen, teilweise dem hohen Norden, teilweise den Alpen zu. Nicht so wie sie einst gekommen, als zwei ganz verschiedene Heere. Das Heimatgedächtnis war verwischt, wahllos zogen die gemischten Scharen nord- und südwärts, kamen hinauf in die nordischen Seen oder in die hohen Alpenseen am Gletscherrand, wo sie wieder die einstigen gewohnten Lebensverhältnisse fanden. Aber auch unterwegs sind sie vielfach stecken geblieben, ganz besonders in den vielen von den Gletschern gegründeten subalpinen Seen unseres Mittellandes. Die waren gefüllt mit kaltem Gletscherwasser und als sie von der Sonne mehr und mehr erwärmt wurden, zogen sie der Tiefe zu, wo heute noch im heißesten Sommer und im kältesten Winter die Temperatur um 4° herum bleibt. Da sind sie als Gefangene geblieben. Die warme Ufergürtelzone hat sie von der Weiterreise abgehalten. So ist auch ein solcher Zug einst den Aabach aufwärts gewandert und hat sich zum Teil in der Tiefe des Hallwilersees eingebürgert. Ihre Lebensgewohnheiten verraten sie heute noch als glaziale Einwanderer. So

unsere berühmten Hallwilerballen, die im Sommer immer nur die kalte Seetiefe bewohnen und erst zur Winterszeit aufsteigen zum Ufer, um ihren Laich den wirksamen Sonnenstrahlen anzuvertrauen. So aber auch eine Reihe von Kleinlebewesen, die weniger beweglich immer und überall nur die Tiefe bewohnen, aber auch zu finden sind im arktischen Norden, in den Gletschertümpeln der Alpen und in kalten Quellen, sonst nirgends aber im Zwischenland.

Jahrtausende sind seither verflossen. Unser Aabach hat im Kleinen und Stillen weitergeschafft. Tiefer und sicherer hat er sich eingenistet in ein definitives Bett. Still und bedächtig ist er geworden. Unge-sorgt, in wildem knabenhaften Ungestüm, ohne irgendwelche nutz-bringende Beschäftigung ist er einst durch die Trümmer der Gletscherzeit gestürmt. Heute hat er tausend verschiedene Sorgen zu tragen, hat «Übermenschliches» zu leisten an strenger Arbeit. Er hat dem Menschen geholfen, Stufe um Stufe der Kultur zu erklimmen. Wo mag wohl diese Menschheitsgeschichte beginnen in unserm Seetal? Kein Zeuge ist mehr zu finden. Erst von des Menschen spätern Heim, seinem Schaffen, Wehren, und Nähren finden wir Spuren in und um See und Bach.

Doch wann, woher ist er gekommen? Irgendwo droben über den Moränenhängen des Lindenberg oder Homberg mag es gewesen sein, von wo er zum ersten Mal nach dem großen letzten Rückzuge der ungeheuren Eismassen hinuntergeschaut hat in ein steinübersätes flaches Tal, in dem ein milchig-trüber See gebettet lag. Firnenglanz spiegelte sich in seinen Wassern und in gischtigen, brausenden Wellen zog ein Bach durch den Talgrund abwärts, durch Steine und Lehm sich drängend, schlängelnd ausweichend, wo kein Durchkommen war. Das lockte den einsamen Wanderer droben, hinunterzusteigen in dieses stille Tal und dort seine Hütte zu bauen. Und andere folgten nach. Wiederum übten die Wasser ihre uralte Kraft der Anziehung aus auf die Menschen. Sie folgten seinem Lauf und siedelten sich hier und dort in günstigen, geschützten Lagen an. Der Bach bekam immer mehr Arbeit, bis er zuletzt das Werk von tausend fleißigen Menschenhänden ersetzen konnte. Indem der Mensch ihn immer mehr fesselte und knebelte, besiegte er selbst des Menschen Kräfte hundert- und tausendfach, beherrscht er nun selbst den Menschen in seinem raschen Fortschreiten in Technik und Industrie. Fabrik um Fabrik entstand am untern Lauf des Baches. Durch den glänzenden Kupferdraht schickt er den licht- und kraftspendenden elektrischen Strom. Daneben aber erniedrigt er sich zum bescheidensten aller Diener, indem er Riesenmengen von Abfällen und Unrat aus Haus, Stall und Industrie wegschafft, in fieberhafter innerer Arbeit auflöst, zersetzt, verschwinden läßt. Doch gerade damit hat er sich von der

toten, mechanisch arbeitenden Materie zum komplizierten, lebenden Organismus erhoben. Nicht nur die unwandelbaren, starren Naturgesetze der Schwerkraft, der Wirkung von Masse und Geschwindigkeit beherrschen sein Dasein. In ihm und um ihn walten Tausende von lebendigen Kräften, von tierischen und pflanzlichen Wesen im Bunde mit den geheimnisvollen chemischen Kräften. Und in fieberhafter Eile folgen sich die Tragödien von Werden und Vergehen in dem kleinen, stillen Wasser. Diese gewaltigen Arbeiten von Elektrizität, Fabrikgetriebe zu biologisch-chemischer Kleinarbeit in seines kurzen Lebens Lauf sind alle unserer kleinen, engsten Heimat gewidmet.

So wollen wir uns nun auch an die Kleinarbeit machen, an die Erkenntnis des innern Lebens und Treibens in unserm Bach. Es ist kein Leichtes für uns oberflächliche Menschen, hier einen Einblick zu bekommen. Die tiefsten Geheimnisse der Natur wollen gesucht sein in unermüdlicher, langer Arbeit. Nur langsam öffnet sich uns der Ausblick auf die Lebensgeschehnisse und ihren innern Zusammenhang. Aber Jahrhunderte durch haben Forscher dieses stumme, zähe Frag- und Antwortspiel mit unsern Wassern geführt und wir sind noch lange nicht am Ziele. Noch stehen hunderte von ungelösten Fragen vor uns. Und doch dürfen wir es heute wagen, von unserm Aabach in seinem innern Lebensgetriebe ein kurzes Tagwerk zu beleuchten.

Wenn wir oberhalb Seon dem Ufer nach wandern, dann und wann einen Blick durch das klare Wasser hinunterwerfen auf seinen Grund, dann fangen unsere Entdeckungen an. Flink huschen Forellen und Alet durch die leicht bewegten Wasser. Da und dort bleibt eine Forelle nahe dem Grunde stehen, verläßt sich auf ihre wunderbare Schutzfarbe, daß ihr Verfolger sie nicht entdecken kann. Keine Bewegung verrät sie. Sonst ist in den tiefen Kolken und in Uferhöhlungen unter den vielen bestockten Gebüschern ihre Wohnstube. Zur Laichzeit aber suchen sie die weniger tiefen, lebhaft bewegten Wasser auf, wo blanke Kiesel den saubern Boden überdecken, um dort ihre Eier zu legen, sie der brütenden Kraft der Sonne überlassend. Doch noch andere flinke, silberig glänzende Fische kommen zu Besuch vom See her: Manch' mächtiger Raubritter Hecht macht seinen Beutezug durch die Gefilde unseres Baches und das Heer der kleinen, aber nicht minder gefräßigen Räuber der Egli (Flußbarsch) verschont auch nicht die obern Bachreviere. Ein seltsamer Fremdling aber, der Aal, von dessen Jugendzeit, dessen riesigen Wanderungen vom Meere bis an unsern Alpenfuß, man erst seit kurzer Zeit rechten Bescheid weiß, bewohnt als Eigenbrödel die Schlammränke.

Doch ist mit dieser Fischwelt das Leben des Baches noch lange nicht erschöpft. Nach Millionen zählen all' die kleinen bis mikros-

kopisch kleinen Wesen, die unsichtbar im freien Wasser schweben, die Schlammsschichten beleben, an Steinen sich ankleben und festhalten, unter den Steinen Schutz suchen vor der Strömung und vor den Verfolgern, an Stengeln und Blättern der untergetauchten Wasserpflanzen ihr wechselvolles Dasein fristen. Ich hole ein paar Steine heraus. Es kribbelt daran herum in allen möglichen Gangarten. Der ewig zur Seitenlage verdamnte Flohkrebs (Gammarus) flüchtet sich mit seinen komischen, den Körper zusammenbiegenden und wieder ausschnellenden Bewegungen rasch vom Steine ab ins Wasser zurück. Die schlanken, leichtfüßigen Eintagsfliegenlarven mit ihrem stolzen dreiteiligen Kiemenschwanz suchen ihr Heil auf der andern Steinseite. Die feinsten Baukünstler aber, die Köcherfliegenlarven, die ihre kunstvoll zusammengefügte Röhre aus feinen Kieseln, gleichmäßig abgenagten Pflanzenstengeln oder sogar aus kleinen Schneckenhäuschen erstellt haben, zeigen nur kurz aus der Türe heraus ihren Kopf und die dünnen Beinchen, um zu fliehen. Da und dort zieht noch die große Flußmuschel unendlich langsam ihre Furche durch den Bachboden. Mückenlarven und kleine Würmer bilden die Großbewohner der Schlammböden. Doch was bedeuten alle diese Mächtigen unter dem Riesenvolk der mikroskopisch kleinen Bachbewohner. Schon mit geringen Vergrößerungen entdeckt das staunende Auge in jedem Schlammteilchen die Vertreter jener seltsamen einfachsten, einzelligen Wurzelfüßer, die sich meist ein wunderbar feines kiesliges oder chitinoïdes Gehäuse gebaut haben, ebenso formenprächtigt die pflanzlichen Kieselalgen. Und dann erst in Ablagerungen von pflanzlichen Detritus die Unmenge der allerkleinsten Algen und Infusorien, einzellige und doch bewunderungswürdige Formen, die mit allen möglichen Mitteln den Wassertropfen durchfahren. Endlich aber die allerfeinsten schwingenden Stäbchen der Oscillatorien und der Bakterien, die den letzten Winkel beleben. Um das Bild des Lebens zu vervollständigen, wollen wir noch der grundständigen grünen, flottierenden Wälder aus Algenfadenrasen, Tausendblatt, Laichkraut, Wasserhahnenfuß und wie sie alle heißen, gedenken, die ein heimeliges, abwechslungsreiches Heim schaffen für dieses bunte Volk.

Aber auch das Bild der Umgebung ist vielgestaltig. Das schlängelnde Band zieht durch grünes Wiesland, sumpfiges Moor, ist eingerahmt von Schilfbeständen, Erlengebüsch und trägt zuoberst beim See noch den Brautkranz der weißen und goldenen Seerosen.

Das ist das Bild des jungen, lebensvollen Aabachs. Wenn er aber zu uns kommt, ist er alt geworden. Und wenn auch seine äußerlich ungebeugte mechanische Werkkraft sich noch glanzvoll auswirkt, so ist er eben doch in seinem innersten Kern erkrankt. Das sieht

jedermann, der etwa von der Aabachbrücke unserer Bahnhofstraße oder irgendwo unterhalb des großen Eisenbahndammes den Bach schon beobachtet hat. Trübe und melancholisch ziehen seine Wasser dahin. Selten sind die Fische geworden. Der kräftige grüne Pflanzenwuchs fehlt größtenteils oder ist doch verschlickt. Der Bachgrund sieht schon von weitem gesehen unordentlich aus. Kein blankgescheuertes Kies kommt mehr zum Vorschein. Oft aber in heißen Sommertagen geht ein übler Odem von seiner Oberfläche aus. Aber erst wenn wir näher zusehen, bietet sein Leben ein trostloses Bild der Verwüstung. Die harmonische Lebensgemeinschaft der obern Regionen ist schwer gestört worden. Ein ganz anderes Bild zeigen seine Bewohner. An den wenigen Wasserpflanzen, an Steinen, am Ufer und im offenen Wasser fluten und schwimmen grauschwarze, schleimige Flocken, die verderbenbringende Alge *Sphaerotilus*. Die Schlamm-bänke, die sich im ruhiger fließenden Bach unterhalb des Dammes am Boden bilden, zeigen einen seltsamen lebendigen roten Rasen, der mit einem Schlag bei der geringsten Erschütterung spurlos verschwindet, wie eine Vision. Doch entdeckt das geübte Auge Löchlein an Löchlein im Schlamm und wenn wir eine Handvoll herausnehmen, finden wir darin massenhaft centimeterlange rote Würmer (*Oligochaeten*) und rote Mückenlarven (*Chironomiden*), die vorher alle ihre Hinterleiber zum Schlamm herausstreckten und gleichförmig hin und herpendelten in ihrem unbewußten Bestreben, Atemluft, Sauerstoff in dem luftarmen Wasser herbeizurudern. Die große Menge der Insektenlarven aber fehlt. Selbst der sonst nicht wählerische Flohkrebs *Gammarus* ist seltener geworden. Die Muscheln sind gänzlich verschwunden. Dafür aber erschließt uns das Mikroskop eine äußerst lebendige Welt. Was wir im obern Bach nur ganz sparsam verteilt fanden, hat sich hier vertausendfacht. Das ist ein Wirbeln, Drehen, Flimmern, Rudern von Infusorien in den abenteuerlichsten Gestalten. Rädertierchen und Glockentierchen treiben ihr seltsames Spiel und in nervösen Schwingungen zittern die winzigen *Oscillatorien* unter der starken Vergrößerung. So ergötlich dieses wilde Durcheinander, so eigenartig, wunderbar die einzelnen Formen sind, so betrüblich steht vor dem Kenner das Schicksal des Gewässers. Er erkennt darin sein Verderben. Weiß er doch, daß hier auf den Trümmern des Lebens, in jenen Haufen von organischem Detritus das ungeheure Heer anaërober Bakterien fieberhaft schafft, um beim chemischen Zersetzungsprozeß, bei der Bildung von Sumpfgas, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, verschiedener giftiger Eiweiß-Zer-setzungsprodukte mitzuhelfen.

Hand in Hand mit diesen Erscheinungen geht das Verschwinden des lebenswichtigen Sauerstoffs. Der Gehalt an diesem Gas zeigt zu

gewissen Zeiten ein trostloses Bild. Von den ca. 8 Milligramm per Liter, die normalerweise in einem gesunden Bach enthalten sein sollten, verschwinden bis zu 100 Prozent. Denn ganz besonders bei hohen Sommertemperaturen geht die Oxidation (Verwesung) der am Boden sedimentierten organischen fäulnisfähigen Stoffe sehr lebhaft vor sich und verbraucht dabei den wenigen Sauerstoff. Anaerobe Verwesung (Zerfall ohne Oxydation) aber erzeugt lebensgefährliche Gifte. — Und nun die Folgen! Man gönne sich an einem schönen Sommertag eine kurze Rast auf der Aabachbrücke. Das Wasser sieht dunkel-trübe aus, riecht oft sogar bis hinauf zum stillen Beobachter. Vom Boden steigen hier und dort Blasen auf an die Oberfläche. Das gesunde Grün eines kräftigen Pflanzenwuchses ist verschwunden. Nach flinken, glänzenden Fischen suchst du vergebens. Denn ihnen drohen alle erdenklichen Gefahren. — Ihre Kiemen werden verschlammmt durch die grauen Pilzwatten. Wenn aber das Wasser seine fortwährende Zirkulation durch Maul und Kiemen unterbricht, tritt Erstickungstod ein. Dann fehlt dem Wasser zudem der nötige Sauerstoff. Giftige Zersetzungsstoffe sind noch bedeutend gefährlicher und können plötzlich zu Massensterben in der Fischwelt führen. Es fehlt an genügender Fischnahrung; die Insektenlarven, Schnecken und Krebschen sind unmöglich geworden. Endlich aber ist jegliche Laichgelegenheit verwüstet. Wo wollte die säuberliche Forelle ihren Laich plazieren, wenn der reine Kiesgrund fehlt, zugedeckt ist mit Schlamm? Wo müssen die andern Fische die untergetauchten Wasserpflanzen suchen, an die sie ihre Eier kleben?

Wenn aber Tiere und Pflanzen fehlen, dann ist ein Gewässer nicht nur ein nicht nütliches, sondern sogar ein sehr schädliches Ding. Einmal vom ästhetischen Standpunkte aus. Wer seine Heimat liebt, der hat auch seine Freude an dem klaren, muntern Bach mit den Pappeln und dem Erlengebüsch am Ufer und dem ergötzlichen Treiben in seinen Fluten. Die Pappeln haben schon lange fallen müssen, nun kommt auch das Leben im Wasser an die Reihe. Dann ist unser Aabach immer mehr zum Bedürfnis der reinlichen Menschen an seinen Ufern geworden. Am heißen Sommertag sich darin zu waschen und zu kühlen, gehört zum selbstverständlichsten des Tagesprogrammes, ganz besonders unserer Jugend. Heute aber darf man diese so außerordentlich wichtige Gewohnheit unterhalb Lenzburg zu den gefährlichsten Vergnügen zählen und oberhalb des Städtchens könnte es noch soweit kommen. Besonders aber zu Zeiten von Seuchen könnte ein solches Wasser eine unendlich große Gefahr bedeuten.

Wer ist der Sünder? Eine verfängliche und nicht leicht zu lösende Frage. Der größte Sünder ist die Allgemeinheit, die in diesem so

unendlich vielseitigen, lebensfrohen Wasser egoistisch nur den untergeordneten Diener, das berühmte Mädchen für alles, erblickt und dabei nicht weiter denkt als an die paar Fische, die dem Fischenzpächter dadurch entgehen. So wird dem Bach aufgebürdet, was irgendwie geht. Und aller Abfall und Unrat der menschlichen und tierischen Kultur wird ihm überlassen zur gefälligen Erledigung und Beförderung. In dem Maße wie des Menschen Heim für Reinlichkeit und sanitären Fortschritt zunimmt, wächst die abscheuliche Verschmutzung des Baches. Der erste Bahnbrecher des Heimattales, der Pionier für die Entwicklung der Kultur von der Urzeit des Menschen bis zum heutigen Tage, wird zum verachteten, verödeten, leblosen Sammelbecken alles Unrates. Daneben aber strahlen weit über unsere Lande die heiligen Gesetze des Naturschutzes und Heimatschutzes.

Ganz verlassen von allem Schutz ist aber unser Bach auch nicht. Die Natur hat alles Lebendige mit innern und äußern Abwehrmitteln und Kampfmitteln ausgerüstet. Auch unser Talbach ist ein lebenskräftiger, wehrhafter Organismus.

Ich gedenke in erster Linie seiner mechanischen Reinigungsmittel. Da wo der Bach tiefere Stellen ruhig durchfließt, sedimentieren die meisten organischen gröbern Stoffe. Sie bilden größere und kleinere Schlammبانke, deren vergiftende Wirkung wenigstens zeitweise durch Überdeckung mit mineralogischem Geschiebe aufgehoben werden kann. Wenn dann im Frühjahr oder im Herbst reißendes Hochwasser durchzieht, werden meist solche Haufen serfetzt, zerkleinert, zerstreut und aarewärtts davongetrieben. Wohl können unter Umständen bei diesem Anlass akute lokale Fischvergiftungen auftreten. Aber nachher wenn das Hochwasser abflaut, wenn sich die trüben Fluten wieder geklärt haben, dann ist wieder Friede und Ordnung eingekehrt für einige Zeit in das kleine Reich. Von unserer Aabachbrücke herunter sehen wir wieder munter die Fischlein ziehen. Allerdings ist die stolze Forelle zu mißtrauisch geworden, sie zeigt sich nicht mehr.

Auch die Pflanzenwelt des Bachgrundes trägt einen guten Teil bei zur Säuberung. Da wo im Bett noch ganze grüne Krautbeete wachsen, wird das durchfließende Wasser filtriert. Die überall verteilten Fetzen werden überfallen von allen den vielen biologischen Polizeiorganen, von denen wir noch reden werden.

Als zweiten Faktor erwähnen wir die chemische Reinigung. Da erzählen uns unsere chemischen Untersuchungen von einem stillen aber unaufhörlichen Riesenkampf des Sauerstoffes. Wo der Bach oberhalb unseres Städtchens seicht und in fortwährenden Wellenbewegungen sich zwischen bewaldeten und überschatteten Ufern durchschlängelt, hat er reichlich Gelegenheit, Sauerstoff aus der Luft

aufzunehmen. Nirgends fanden wir ihn je arm an diesem Lebensodem. Wo nun diese gutdurchlüfteten Wasser an solche Ablagerungsstätten von Unrat herangeraten, beginnt die große Arbeit der Verwesung, einer langsamen aber fortwährenden Verbrennung oder Oxydation. Das Hauptresultat hiervon ist Kohlensäure, die von den Pflanzen wieder aufgebraucht wird. Auch der Sauerstoff, der von den tierischen Bewohnern als Atemluft verwendet wird, geht wieder als Kohlensäure in die Pflanzen über und diese liefern dafür wieder Sauerstoff — ein ewiger Kreislauf, der Tiere und Pflanzen eng zusammenschließt zu einer großen Lebensgemeinschaft.

Die dritte Reinigungsart, rascher und wichtiger als alle andern, ist die biologische, der Tierfraß. Alle die vielgestaltigen kleinen und großen Tiere konsumieren ein Vielfaches ihres Gewichtes an organischem Schlamm. Sie verwandeln so eine Riesenmenge toter Faulstoffe in lebendige Substanz und Kohlensäure. Gering sind im Vergleich damit die wieder dem Bach zufallenden Fäkalien. Aber auch diese finden wieder ihre Abnehmer. Ein Teil der kleinern Organismen dient wieder als Nahrungsmittel für die größern, unter andern den Fischen. So wird zuletzt eine bedeutende Menge organischer Substanz, die sonst den Bach verunreinigen würde, als Fischfleisch angelegt, das durch die Fischerei dem Bach endgültig entzogen wird. Auch der Fisch frißt ein Vielfaches seines Gewichtes, sodaß indirekt durch die Verwertung der Fische wiederum dem Bach eine riesige Menge fäulnisfähiger, vergiftender Substanz genommen wird. Mit dem Schutze der Fischzucht dienen wir also nicht nur dem Fischenzpächter, sondern auch der allgemeinen Sanierung unseres Bachtals.

Wenn wir an einem schönen Sommerabend unserm Aabach nachschlendern, sehen wir überall über den Wassern Tausende von Mücken ihren einförmigen Tanz aufführen. Oder wir sehen in ganzen Schwärmen die zarten Eintagsfliegen den Fluten entsteigen und aus den seltsamen aus Steinen oder Stengelstücken gebauten kleinen Röhrchen steigen die Köcherfliegen in die blauen Lüfte. Und mit diesen feinbeschwingten Wesen verliert der Bach wiederum manche Zentner organischer Stoffe.

Endlich aber gedenken wir der kleinsten und unbekanntesten unter allen diesen Mitarbeitern in der großen Lebensgemeinschaft, jener mikroskopisch kleinen Spaltpilzchen oder Bakterien, die in ungezählten Millionenheeren alle die Schutthaufen des Baches überfallen und verarbeiten, bis zuletzt nur noch Gase übrig bleiben, die dem Wasser wieder entfliehen.

So sehen wir vor uns einen ununterbrochenen heftigen Kampf um Tod und Leben, den Kampf des kleinen, unscheinbaren Aabaches

mit der Kultur des Menschen. Und heute scheint es, als ob der Sieg auf Seite des Menschen bliebe. Ein schlachtenmüdes, graues Gewässer zieht unterhalb Lenzburg der Aare zu. Es hat ehrlich und redlich mit allen seinen Kräften gekämpft, bis es jeden Lebensodem verloren hat. Es konnte nicht mehr genügend Luft schlucken und so ist es gekommen, daß langsam des Todes Fittiche sich über seine Wasser senkten. Aber es kämpft weiter, zäh und verbissen, kann wirklich scheinbar noch einmal aufatmen vor seinem Versinken in der Aare Wellen.

Wir aber, die wir unsern Aabach lieben, die gerne seinem Geplauder aus ferner Vergangenheit und schwerer Gegenwartskrise lauschen, die ihm noch so gerne in seiner urwüchsigen Jugendkraft und Schönheit erblicken möchten, wollen ihm auf dem schweren Gange helfen. Die gröbste, abtötende Arbeit wollen wir versuchen ihm fern zu halten. Alle die Menschen, deren Diener er geworden ist, werden unser Bestreben verstehen, werden lindern und heilen helfen. Bis er wieder so schön und klar zwischen schattigem Weiden- und Erlengebüsch an unser Städtchen herantritt, wie einst in seiner Jugendzeit und es nicht mehr alt und lebensmüde verläßt.

Oben am Seegrund umkränzt ein herrlicher Ring weißer und goldener Seerosen seine Wiege. In den klaren stillen Wassern spiegeln sich die fernen weißen Firnen unseres Alpenlandes. Rege und munter beginnt in ihm und um ihn mit tausend Fäden das Leben zu spinnen. Sage und Geschichte weben einen hellen Schein um sein junges Haupt. Und sein Wahlspruch bleibt Arbeit und Poesie. So wollen wir ihn auch bei uns wieder haben; durch die Mauern unserer kleinen, schönen Heimat, über denen von jeher der gleiche Spruch gestrahlt hat.

(Als Ergänzung zu dieser Arbeit erscheint im nächsten Jahrgange ein zusammenfassender Aufsatz über die schon 1812 eingesetzten Bestrebungen zur Tieferlegung des Hallwilersees und die mit dieser Aufgabe verbundenen Bemühungen der Aabachgesellschaft.)